

Kommunikation über das Internet und die Folgen für die Gesellschaft

Wöckel stützt sich in seinen Ausführungen über „Das Internet aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht“¹ auf die Werke von Burkart, einem Kommunikationswissenschaftler. Von diesen Überlegungen aus, versuche ich die Entwicklung von kommunikativen Fähigkeiten von Kindern zu beschreiben.

Kommunikation ist ein dem Menschen angeborenes Bedürfnis. Kleinkinder können sich zunächst nur durch ihr Verhalten äußern. Damit ist jegliche Regung eines menschlichen Organismus gemeint. Je mehr das Kind lernt, desto eher kann sich sein Verhalten in Handeln wandeln. Dieses unterscheidet sich vom „einfachen Verhalten“ dadurch, dass es zielgerichtet ist.

Die vom Handelnden verfolgte Intention bedarf nicht der direkten Resonanz eines Empfängers. Schon wenn der Handelnde den Rezipienten mit bedenkt, kann man vom sozialen Handeln sprechen. Auch Kinder können sozial handeln. Jedoch erst wenn das Kind beginnt, seine sozialen Handlungen mit dem Ziel der Verständigung auszuführen, spricht man vom kommunikativen Handeln. Auch auf dieser Stufe ist es nicht notwendig, dass ein Partner vorhanden ist, der auf das Handeln reagiert. Erst auf der höchsten und vom Kind als letztes erreichten Stufe, der Kommunikation, ist ein Dialog entstanden. Erst jetzt gibt es eine wechselseitige Beziehung zwischen einem Sender/Empfänger und einem Empfänger/Sender.² Die Rollen der beiden Personen wechseln.

Im Sinne einer medienpädagogischen Betrachtung wäre ein Kommunikationsmodell jedoch so noch nicht vollständig: Es muss ein Medium vorhanden sein, mit Hilfe dessen sich der Sender und der Empfänger verständigen können. Im klassischen Sinne der Kommunikation darf man hier nicht die von mir oben erwähnte Definition von Medien anwenden, man muss sie viel mehr als ein „Informationen übertragendes Modul“ bezeichnen. Dieses Modul arbeitet mit einem Zeichensystem, das die Signale des Senders mit Hilfe eines Codes überträgt. Der Empfänger kann diesen Code wieder entschlüsseln und hat damit die Nachricht empfangen. Auch Schall, Licht oder Schrift können Medium sein, mit dessen Hilfe man kommunizieren kann. Es entsteht folgendes Kommunikationsmodell:

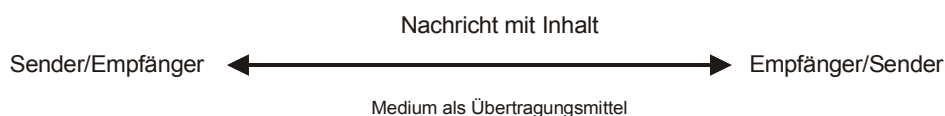


Abbildung 1: Kommunikationsmodell

Es wird deutlich, dass Kommunikation nur dann funktioniert, wenn tatsächlich sowohl Sender, als auch Empfänger vorhanden sind. Sollte eine der beiden Personen nicht vorhanden sein, so kann auch keine Kommunikation stattfinden.

¹ Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 28

² Vgl. auch Lasswell, 1948, hier nach Tulodziecki, 1997, sowie Wöckel, 2002

Kinder beginnen schon sehr früh zu kommunizieren. Sie verständigen sich mit ihren Eltern oder mit Spielkameraden. Dabei nutzen sie zunächst nur die klassischen Medien wie die Mimik, Weinen und später Sprache. Vornehmlich über die Sprache bauen sie auch Beziehungen zu vertrauten Personen auf. Insofern hilft die Kommunikation ihnen auch persönliche Bindungen zu anderen Menschen einzugehen. Diese Art der Kommunikation wird – aufgrund der Tatsache, dass sich die Kommunikationspartner gegenüberstehen – „face-to-face-Kommunikation“ genannt. Sie bietet den beiden Akteuren die Möglichkeit, mit allen Sinnen zu kommunizieren. Für Kinder ist diese Erfahrung sehr wichtig: sie lernen ihre Sinne gebrauchen: Wenn ein Kind ein Problem hat, so kann ein Elternteil mit ihm reden (auditive Wahrnehmung), es kann das Kind in den Arm nehmen (taktile Wahrnehmung) und es kann das Kind anlächeln (visuelle Wahrnehmung).

Davon zu unterscheiden ist die „medial vermittelte Kommunikation“. Diese Kommunikation ist dann notwendig, wenn die beiden Kommunikationspartner nicht zur selben Zeit am gleichen Ort sein können. Die zeitliche oder räumliche Distanz macht es notwendig, dass ein Hilfsmittel eingesetzt wird, damit der Partner die Nachricht erhalten kann. Diese Hilfsmittel müssen Medien sein, sei es nun ein Brief, ein Telefon, eine Tonaufnahme oder eine Videoaufnahme. Auch Kinder nutzen diese Art der Kommunikation: Zum Beispiel können sie ihren Eltern einen Zettel schreiben, dass sie zum Spielplatz gehen, im Urlaub schreiben sie Freunden eine Karte.

Im Gegensatz zur face-to-face-Kommunikation können bei der medial vermittelten Kommunikation nicht immer alle Sinne angesprochen werden und es können nie alle Sinne gleichzeitig für die Kommunikation eingesetzt werden: Einen Brief kann das Kind stets nur mit den Augen lesen und eine Tonbandkassette kann stets nur angehört werden. Davon zu unterscheiden ist die Videoaufnahme, die es ermöglicht, die visuelle und die auditive Wahrnehmung anzusprechen. Jedoch gibt es kein weit verbreitetes Medium, das die taktile Wahrnehmung eines Menschen anspricht, mit Ausnahme der Blindenschrift.

Die Bedingungen für die Kinder in Familien haben sich in den letzten Jahrzehnten immer weiter verändert. Früher waren die Eltern stets zu Hause und Kinder konnten also immer Kontakt zu ihnen haben und mit ihnen kommunizieren. Heute sind Kinder dagegen immer häufiger, insbesondere seitdem es auch immer mehr Alleinerziehende gibt, zu Hause alleine, oder sie verbringen die Zeit bis ihre Eltern nach Hause kommen in einer sozialen Einrichtung. Dadurch hat sich auch die Kommunikation der Kinder verändert. Die Eltern, als die wichtigsten Bezugspersonen der Kinder, stehen häufig nicht mehr so sehr im Mittelpunkt des Lebens ihrer eigenen Kinder. Es ist manchmal sogar so, dass Betreuer aus dem Kindergarten oder dem Hort die Kinder häufiger sehen als die Eltern selbst. Das heißt, die Kommunikation mit den Eltern hat sich verändert: Immer weniger häufig findet face-to-face-Kommunikation zwischen Kind und Eltern statt.

Ob im gleichen Moment die medial vermittelte Kommunikation zunimmt, ist nicht so einfach zu sagen, denn nur weil die Eltern nicht zu Hause sind, heißt das nicht, dass sie während ihrer Abwesenheit mit ihrem Kind zu kommunizieren versuchen. Mit Hilfe des Telefons wäre dies allerdings natürlich jeder Zeit machbar.

Die Veränderungen der sozialen Strukturen unserer Gesellschaft sind nicht die einzigen Veränderungen, die auszumachen sind. Unsere Gesellschaft entwickelt sich immer mehr hin zu einer Informationsgesellschaft, in der dem Menschen immer mehr technische Hilfsmittel zur Verfügung stehen. In immer kürzerer Zeit werden immer mehr Informationen nötig, um das alltägliche Arbeitsleben zu koordinieren. Das Tempo wird in allen Bereichen unseres Lebens immer wichtiger³. Auch auf die Individualkommunikation hat das Auswirkungen: Die Zeit, die wir zur Kommunikation mit anderen Menschen einplanen, wird immer kürzer⁴. Obwohl dies für die Kinder noch nicht zutrifft, so leben es ihnen die Erwachsenen doch vor, sie sind ihre Vorbilder.

Sieht man von dem Tempo ab, das natürlich nicht die ganze Gesellschaft „erwischt“, so kann man einige Fortschritte aber auch als positiv ansehen: In sehr kurzer Zeit ermöglicht es die Luftpost, ein Paket aus Deutschland nach Australien zu transportieren. Die Post transportiert das Medium Brief rund um die Welt und verbindet damit Kommunikationspartner. Neue Kontakte mit neuen Chancen werden möglich.

Mit dem Medium Internet hat diese Entwicklung eine neue Dimension erhalten: Die Geschwindigkeit wurde noch um ein Vielfaches erhöht! Brauchte ein Brief vor einigen Jahren noch eine Woche, um an seinem Ziel zu sein, so kann man heutzutage schon innerhalb weniger Sekunden per E-Mail mehrere Briefe um den ganzen Globus senden. Die Menschheit versucht, die modernen Medien an die Vorstellungen von Kommunikations-Geschwindigkeit anzupassen: Wenn der Einzelne weniger Zeit hat, die Post zu erledigen, dann muss die Post eben schneller werden. Dadurch „spart“ der Mensch quasi Zeit ein, die er wiederum in Arbeit investieren kann.

Während dieses Beschleunigungsprozesses geht bei den Kommunikationsprozessen etwas verloren: Bislang äußerte der Kommunikator mit seiner Art zu kommunizieren auch immer ein Stück von seiner Persönlichkeit: Die Schrift im Brief oder die Sprache auf einer Bandaufnahme waren immer etwas Persönliches. Mit der Aufgabe dieses Momentes, geht einer elektronischen Post einiges verloren: Schrieb ein Kind den Buchstaben „M“ auf ein Stück Papier, so war dieser stets ein persönlicher Ausdruck, weil nur es selbst den Buchstaben so schrieb. Ein „Computer-M“ ist hingegen immer gleich und unpersönlich.

Die Tendenz wird sichtbar, wenn man die Möglichkeiten der face-to-face-Kommunikation mit denen der medialvermittelten Kommunikation vergleicht: Man sah die Mimik, hörte den Tonfall und registrierte Gesten. Einige dieser Komponenten gingen bereits bei der Wahl der „Alten Medien“⁵ verloren. Die Persönlichkeit trat immer weiter in den Hintergrund. Dass der Autor eines Buches nicht immer existieren musste, zeigen die vielen Pseudonyme, unter denen Bücher veröffentlicht wurden. Hier verschwand die Persönlichkeit des Autors.

³ Zum Beispiel: Expresspost, Schnellwäsche, Fastfood etc.

⁴ Email-Nutzer werten die herkömmliche Post manchmal mit der Bezeichnung „Snail-Mail“ ab.

⁵ Brief, Tonband etc.

Die Kommunikation über das Internet treibt diesen Aspekt nun weiter voran und vollendet die Anonymität, denn der einzelne Nutzer wird für alle anderen Personen im Netz auf eine Zahlenkombination reduziert⁶. Lediglich die benutzten Programme und Dienste verleihen dem einzelnen Nutzer wieder etwas Persönlichkeit. Er ist weder sichtbar, noch als er selbst erkennbar, solange er sich im Internet befindet.

Diese Entwicklung gilt natürlich nicht zwingend notwendig für alle Kommunikation, die zwischen Menschen stattfindet und stattfinden wird. Nicht alle Menschen werden von der Geschwindigkeit oder der Beschleunigung der heutigen Gesellschaft beeinflusst und nicht jegliche face-to-face-Kommunikation weicht der neuen, „fortschrittlicheren“ medial vermittelten Kommunikation. Sie bietet den „fortschrittlicheren“ Menschen die Möglichkeit, Kommunikationsvorgänge zu optimieren, während sie für Andere nur eine andere Möglichkeit zu kommunizieren ist. Die Fähigkeit, das eine vom anderen zu unterscheiden und beide Formen sinnvoll einzusetzen, ist das anzustrebende Ziel.

Die von mir bislang beschriebene Art der Kommunikation findet zwischen höchstens einigen Partnern statt. Das kann zum Beispiel eine Gruppe von Kindern sein oder eine Familie. Man nennt die dabei verwendete Kommunikationsart deshalb auch Individualkommunikation. Größere Dimension hat die Massenkommunikation⁷, bei der eine Nachricht über ein Medium von einem Sender an eine Masse von Empfängern übermittelt wird. Die bisher in der Gesellschaft verwendeten Massenkommunikationsmedien waren zum Beispiel das Kino, die Zeitung, das Fernsehen oder das Radio. Mit dem WWW, als Dienst des Internets, ist ein neues Massenmedium entstanden.

Massenmedien haben gegenüber den Individualmedien einen entscheidenden Nachteil: Die Rolle zwischen Sender und Empfänger kann nicht getauscht werden. Der Fernsehzuschauer kann nicht über das Medium Fernsehen mit dem Talkmaster einer Sendung kommunizieren, ebenso wenig kann ein Radiohörer mit dem Verkehrsfunksprecher über das Radio selbst kommunizieren. Die Massenmedien sind monodirektional. Der Empfänger kann nur über ein anderes Medium zum Sender werden, indem er zum Beispiel mit einem Telefon den Sender anruft. Das oben entwickelte Kommunikationsmodell muss entsprechend erweitert werden.

⁶ Abgesehen von den im Netz „fest installierten“ Servern, wird jedem Computer, der sich in das Internet einwählt, durch den entsprechenden Provider (der Internetdiensteanbieter) eine Zahlenkombination von vier Zahlen zugewiesen (IP-Adresse). Diese Zahlenkombination wird nur für den einmaligen Einwahlvorgang vergeben. Sie kann zum Beispiel so aussehen: 12.45.115.13. Die vier Zahlen können jeweils maximal dreistellig sein.

⁷ Vgl. Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 31ff

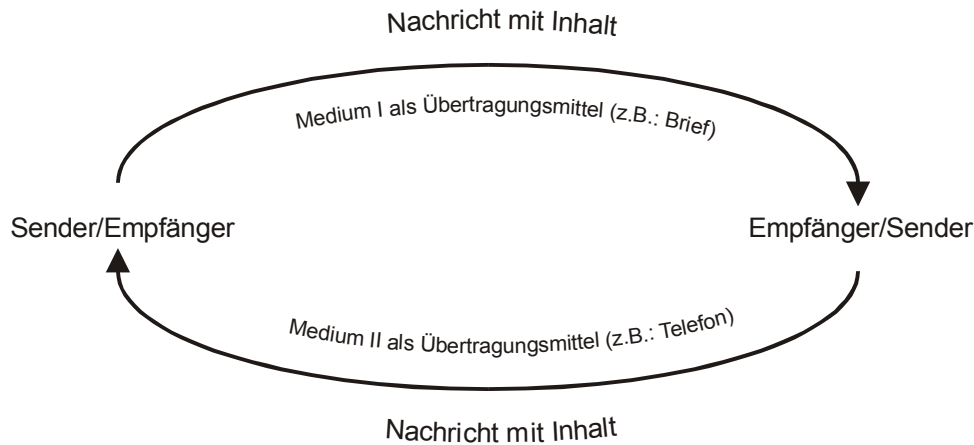


Abbildung 2: Erweitertes Kommunikationsmodell. Darstellung der Kommunikation über Massenmedien.

Die von mir zunächst geschilderten Argumente erweisen sich in der Wirklichkeit tatsächlich nicht als so schwerwiegend, wie es oben klingen mochte. Studien aus Amerika und dem deutschsprachigen Raum kann man sogar folgende Ergebnisse entnehmen⁸:

- Menschen, die den Computer oder das Internet nutzen, verbringen mehr Zeit außer Haus, sie treiben mehr Sport und sie treffen sich öfter mit Freunden als es Nicht-Nutzer tun.⁹
- Zeit für intensive Internetnutzung reduziert den Fernsehkonsum, nicht die face-to-face-Kommunikation.
- Internetnutzer unterscheiden sich im Gefüge ihrer sozialen Kontakte nicht signifikant von Nicht-Internetnutzern.

Die amerikanischen Studien haben zwar auch gezeigt, dass „15 % der starken Internet-User [...] eine Abnahme ihrer realen sozialen Kontakte“¹⁰ feststellten, jedoch widerspricht dies zum einen teilweise den oben erwähnten Untersuchungsergebnissen, zum anderen kann man diesen Effekt auch auf die von allen neuen Dingen zunächst ausgelöste Anfangseuphorie zurückführen. Langzeitstudien gibt es bislang nicht.

⁸ Vgl. Heintz, Bettina und Müller, Christoph: **Virtuelle Vergemeinschaftung – die Sozialwelt des Internet, Schlussbericht**, aus dem Internet von: <http://www.soz.unibe.ch/ii/virt/#sb>, Download vom 1.1.2003; Außerdem die Studien des „HomeNet Project“ der Carnegie Mellon University in Pittsburgh, 2001, die Studie „Internet and Society“ des Stanford Institute for the Quantitative Study of Society (SIQSS), 2000, und die Studien von Döring, 1995, hier nach Wöckel, 2002, S. 75ff.

⁹ Vgl. dazu die Untersuchungen von Heintz, Bettina und Müller, Christoph: **Virtuelle Vergemeinschaftung – die Sozialwelt des Internet, Schlussbericht**, aus dem Internet von: <http://www.soz.unibe.ch/ii/virt/#sb>, Download vom 1.1.2003, S. 10: „Das diese These [Gemeint ist die These, dass Internetvielnutzer weniger Offline-Bekanntschäften haben, als es Internetwenignutzer tun.] falsch ist, zeigt sich u.a. auch darin, dass 60% der Befragten aktiv in einem Offline-Verein mitmachen und nur 20% in einem Einzelhaushalt wohnen.“

¹⁰ Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 76

Karl Frey formuliert 1989 in seiner Meta-Studie zu internationalen Publikationen: „Wenn Computer in Schulzimmern stehen, sprechen Schüler mehr miteinander. Insbesondere unterhalten sie sich mehr über unterrichtsbezogene Themen. Die Angst vor Millionen kleiner Solipsisten ist unbegründet.“^{11 12} Die Frage bleibt außerdem: „Führt Internetnutzung zu einer Abnahme der sozialen Kontakte, oder wenden sich Menschen mit Kontaktproblemen verstärkt dem Internet zu?“¹³

Aus den wenigen Untersuchungsergebnissen wird deutlich, wie schwer es ist, dem Internet ein tatsächliches Gefahrenpotential zuzuschreiben, denn vorliegende Studien lassen keine sicheren Schlüsse zu. Ähnlich wie auch schon beim z.B. von Postman befürchteten „Verschwinden der Kindheit“¹⁴ durch andere Medien kann man hier von einer wohl übertriebenen Vorsicht sprechen. Die gleichen Befürchtungen tauchten immer wieder dann auf, wenn ein neues Medium zunächst die Erwachsenenwelt, später dann auch die Welt der Kinder eroberte. Bedenkt man, dass, als die ersten Bibliotheken entstanden, Erwachsene Sorge hatten, dass ihre Sprösslinge nun nur noch hinter verschlossenen Türen in den Räumen der Bibliotheken sitzen würden, anstatt sich an der frischen Luft zu bewegen, so erscheint die von mir angesprochene Übertreibung durchaus plausibel. Ich gehe davon aus, dass die oben beschriebenen Argumente zwar in gewissen Bereichen zutreffen, dass sich schon ein gesellschaftlicher Wandel vollzogen hat und dass dieser auch zu bedenken ist, dass aber das Internet selbst das althergebrachte Spiel der Kinder auf dem Spielplatz oder überhaupt in der Natur verdrängt und ihnen damit Kommunikationsmöglichkeiten genommen hat, ist nicht zu befürchten¹⁵.

Festzuhalten bleibt, dass das Internet auch schon Kindern der Grundschule viele Möglichkeiten bietet, mit anderen Kindern oder Erwachsenen zu kommunizieren. Die Kommunikation ist dabei zwar in jedem Fall neu, sie bietet nicht die Vorteile, die eine face-to-face-Kommunikation oder andere medial vermittelte Kommunikationsarten bieten, sie hat allerdings ihre eigenen Vorteile, wie zum Beispiel die Geschwindigkeit, niedrige Kosten, die Möglichkeit, große Entfernungen zu überwinden, simultanen schriftlichen Austausch zu ermöglichen, Bereitstellung von unbegrenztem Wissen etc.

¹¹ Solipsismus: „Lehre, dass das subjektive Ich das alleine wirkliche sei u. alle anderen Ichs nur dessen Vorstellung“, Wahrig-Burfeind, Renate (Hrsg.): **Wahrig – Deutsches Wörterbuch**, Bertelsmann, Gütersloh, 2000

¹² Hier nach Mitzlaff, Hartmut (Hrsg.): **Handbuch Grundschule und Computer**, Beltz Verlag, Weinheim, 1996, S. 24; Vgl. auch Verlag Heinz Heise (Hrsg.): **Grundschul Kinder lernen Sozialverhalten an Computern**, aus dem Internet von: <http://www.heise.de/newsticker/data/anw-24.09.02-008/>, Download vom 27.9.2002

¹³ Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 76

¹⁴ Postman, Neil: **Das Verschwinden der Kindheit**, Fischer, Frankfurt/ Main, 1983

¹⁵ Vgl. Klingler, Walter u.a.: **Kinder und Medien: eine Studie der ARD/ZDF-Medienkommission**, Baden-Baden, 1994; Hengst, Heinz (Hrsg.): **Eurovisionen – Kinder und Medien in Schweden, Italien und der Bundesrepublik**, Frankfurt am Main, 1990; Fritz, Jürgen: **Im Sog der Videospiele – Was Eltern wissen sollten**, München, 1985; Greenfield, Patricia M.: **Kinder und neue Medien – Die Wirkungen von Fernsehen, Videospiele und Computern**, München, 1984

An dieser Stelle möchte ich noch auf eine weitere Gefahr eingehen, die im Zusammenhang mit der Vorstellung des „vereinsamten Netznutzers“ steht: Man behauptet, dass Sinneserfahrungen nicht mehr gemacht werden können, bzw. dass gerade in der Grundschule Primärerfahrungen im Vordergrund stehen sollten¹⁶. Ich kann in diesem Zusammenhang nur auf die oben erwähnten Studien verweisen, in denen herausgestellt wird, dass Internet-User sehr wohl Freunde haben, mit denen sie sich treffen, Sport treiben und auch andere Hobbys haben. Somit machen sie, gerade wenn sie Sport betreiben, sehr wohl sinnliche Erfahrungen.

Droht der Gesellschaft ein „Digital Divide“?

Die steigende Zahl der Provider-Server zeigt, dass immer mehr Wissen im Internet angehäuft wird. Auch wenn der größte Teil der Internetseiten, die im Netz angeboten werden, keine sinnvolle Verwendung haben¹⁷ und man weiterhin die schlecht aufbereiteten und unsachgemäßen Homepages nicht berücksichtigt, so bleibt immer noch eine immens große Menge an informativen Seiten übrig. Man kann auf der ganzen Welt brauchbare Informationen abrufen, sei es nun über das Jugendherbergssystem in Neuseeland oder über die entstehenden Probleme mit der Regenwaldabholzung in Brasilien. Mit Hilfe einer Webcam kann man sich darüber informieren, wie das Wetter gerade in einem anderen Landesteil ist und vielleicht seine Urlaubsplanung danach richten.

Theoretisch kann jeder, der Anschluss an das Internet hat, all diese Informationen nutzen, um damit sein Wissen zu vergrößern. Das ist natürlich schon deswegen kaum möglich, weil jeden Tag so viele neue Internetseiten ins Netz gestellt werden, dass eine einzelne Person diese gar nicht alle nutzen kann.

Aber in der Tatsache, dass sich nur theoretisch jeder dieses Wissen aneignen könnte, liegt eines der größten Probleme des Internets: Eben nicht jeder kann sich all das Wissen aneignen. Es bleibt denjenigen vorbehalten, die einen Internetanschluss besitzen. Ohne diesen geht es nicht. Hieraus ergibt sich ein sehr ernst zu nehmendes Problem, das man ebenfalls nicht vernachlässigen sollte: Durch die Internetnutzung könnte einer in der Gesellschaft bestehenden nationalen und internationalen Wissenskluft (auch „Digital Divide“ = digitale Spaltung genannt) Vorschub geleistet werden¹⁸: Menschen mit höherem Bildungsstand und oftmals auch größeren Geldmitteln haben leichteren Zugriff zu Bildungsmöglichkeiten als Menschen mit geringerer Bildung und weniger Geldmitteln. Dadurch wird es denjenigen mit ohnehin schon höherer Bildung viel leichter möglich, sich noch mehr zu bilden, während die anderen sich nicht so schnell aus ihrer „Unwissenheit“ herausbewegen können. Diese Wissenskluft wird mit der Zeit immer größer.

¹⁶ Vgl. Hentig, Hartmut von: **Die Schule neu denken**, Carl Hanser Verlag, München, 1993; Mitzlaff, Hartmut (Hrsg.): **Handbuch Grundschule und Computer**, Beltz Verlag, Weinheim, 1996

¹⁷ Die genauen Zahlen darüber, wie viele Seiten es überhaupt gibt und wie viele davon sinnvoll sind, lässt sich aufgrund der oben beschriebenen Struktur des Internets nicht sagen. Ich vermute aber, dass weit über 80 % der vorhandenen Seiten für wissenschaftliche Zwecke nicht zu gebrauchen sind.

¹⁸ Vgl. Feierabend, Sabine und Klingler, Walter: **Was Kinder sehen**, in: Dichanz, Horst (Hrsg.): **Handbuch Medien: Medienforschung**, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 1998, S. 108-120; Hentig, Hartmut von: **Die Schule neu denken**, Carl Hanser Verlag, München, 1993, S. 37; Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 8ff

Auf diesem Gebiet konnten entsprechende Studien ebenfalls keine eindeutigen Ergebnisse erbringen. Man musste feststellen, dass die angenommenen Disparitäten weniger durch die Medien selbst, sondern viel mehr durch die Persönlichkeit unterstützt wurden. Nicht nur, dass das eigene Interesse an der Wissenserweiterung eine Rolle spielt, sondern auch die Fähigkeit, Informationen aufzunehmen und zu verarbeiten ist eine wichtige Voraussetzung, die jedoch nicht von den Medien, sondern von den Individuen¹⁹ abhängt. Solange die Forschungslage unklar ist, ist es Aufgabe der Schule, der Entwicklung einer „digitalen Spaltung“ kompensatorisch entgegen zu wirken.

Im Zusammenhang mit dem Aspekt, dass das Internet theoretisch unendlich viel Wissen bereithält, steht auch die Gefahr, dass durch die Art und Weise wie die Informationen an den Nutzer herangetragen werden, eine Art „McDonaldisierung“²⁰ des Wissens entsteht. Dahinter verbirgt sich die Annahme, dass mit zunehmender Vereinfachung, sich Wissen anzueignen, das Denken und das aktive Bemühen darum nachlässt. Schüler können inzwischen auf entsprechenden Seiten im Netz Referate, Arbeiten und sogar Abituraufgaben herunterladen. Die Schlussfolgerung einiger Pessimisten ist nun, dass die Schüler die Ausarbeitungen einfach unkritisch übernehmen und somit nicht mehr denken müssen, weil es ihnen abgenommen wird.

So eine kritische Haltung wird dem Medium Buch nicht entgegengebracht. Niemand kommt auf die Idee, Bildungsliteratur aus den Buchläden zu verbannen. Auch dort findet man Literatur zum „Abiturwissen“ oder man kann Nachschlagewerke kaufen, in denen Lösungshilfen angeboten werden. Ebenso wie für Bücher, gilt für das Internet: Der Schüler muss immer noch einmal nachdenken, bevor er Ergebnisse anderer übernimmt. Er kann nicht einfach darauf vertrauen, dass sie korrekt sind. Im Internet muss er sogar noch viel skeptischer sein, denn eine Seite dort wird nicht kontrolliert, jeder kann schreiben was er will: Ob der Schiefe Turm von Pisa nun in Italien ist, oder in Berlin, spielt hier keine Rolle. Ein Buch dagegen wird Kontrollen unterzogen, wodurch der Leser den Inhalten nicht so kritisch gegenüber sein muss. Die Schule muss ihren Schülern als eine kritische Haltung gegenüber dem Medium Internet vermitteln, um ein Bewusstsein für diese Problematik zu schaffen.

Gibt es inzwischen vier Kulturtechniken: Lesen, Schreiben, Rechnen und „Computern“?

Neben den Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen, beschreiben einige Autoren²¹ das Entstehen einer neuen Kulturtechnik durch den Computer. Von Hentig schreibt 1993 im Zusammenhang mit der „Computerisierung“²² der Gesellschaft: „40 Prozent aller Berufstätigen haben heute schon mit Computern zu tun – und die Zahl nimmt zu. Praktisch alle kaufmännischen, administrativen und wissenschaftlichen Tätigkeiten werden heute an Computern verrichtet, ein Großteil der Fertigung der Industrie und des Handwerks geschieht unter Verwendung von Computern.“²³

Aufbauend auf dieser These deutet von Hentig kritisch an, dass die drei klassischen Kulturtechniken nun bald vollständig überflüssig werden. Kinder lernen ja bereits von ihren Eltern,

¹⁹ Vgl. Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 82f

²⁰ Nach Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 109

²¹ Vgl. Hentig, Hartmut von: **Die Schule neu denken**, Carl Hanser Verlag, München, 1993

²² Nach Hentig, Hartmut von: **Die Schule neu denken**, Carl Hanser Verlag, München, 1993, S. 39

²³ Hentig, Hartmut von: **Die Schule neu denken**, Carl Hanser Verlag, München, 1993, S. 36

dass man nicht mehr liest, weil man „hört-und-sieht“; nicht mehr schreibt, weil man telefoniert oder auf Band spricht oder das Dokument faxt; nicht mehr rechnet, weil das der Computer besorgt.²⁴ Zwar geht von Hentig von einer zweigeteilten Gesellschaft aus, in der es die „Hersteller und Programmierer einerseits und die bloßen Anwender andererseits“²⁵ gibt, jedoch vergisst er (und auch andere Kritiker):

1. Dieselbe Kritik hätte man schon bei anderen Medien vorher anwenden können (Das Telefon hätte auch schon den Brief verdrängen können, bevor es den Computer gab, tat es jedoch bis heute nicht!).
2. Ein Computer ist nur ein „totes“ Stück Metall, Silizium und Plastik, solange nicht ein Programmierer ein Programm erdacht und ein Handbuch geschrieben hat, solange nicht ein Techniker bestimmte Formeln errechnet hat und solange nicht ein Anwender das Handbuch gelesen hat.
3. Es ist nicht zu erkennen, dass auch nur annähernd alle Menschen dem modernen Trend der ausschließlichen Kommunikation mit Hilfe des PCs erliegen werden (siehe oben).

Eine vierte Kulturtechnik, wie sie von Hentig beschreibt, gibt es meiner Ansicht nach nicht. Bei der Benutzung des Computers müssen Schüler Schreiben, Lesen und Rechnen können. In mancher Hinsicht sogar besser als der Computer, denn z.B. Rechtschreibkorrekturprogramme sind bislang noch mangelhaft.

Was allerdings von Hentig zu Recht erwähnt, ist die oben schon beschriebene Tatsache, dass die Notwendigkeit zum Erlernen der klassischen Kulturtechniken zumindest vordergründig eingeschränkt scheint. Auch scheint der Sinn des Erlernens der drei Kulturtechniken nicht mehr klar zu sein: Das, was sie „pädagogisch so wichtig macht: ihre Wirkungen auf die Person mehr als ihr Nutzen oder ihre Notwendigkeit in unserem Leben, das wissen meist auch die Lehrer nicht.“²⁶

Schüler haben es in diesem Zusammenhang besonders schwer, weil ihnen das von von Hentig erwähnte Verhalten der Erwachsenen als Maßstab dient. Sie können den Sinn des Lesens nicht erkennen, wenn die Erwachsenen nur Informationssendungen im Radio hören. Sie können nicht erkennen, dass eine face-to-face-Kommunikation Vorteile gegenüber anderen Kommunikationsarten hat, wenn die Erwachsenen am häufigsten mit dem Fernseher „kommunizieren“, der nur eine monodirektionale Kommunikation zulässt.

Der Computer und insbesondere das Internet erfordern aber sehr wohl eine neue Art zu denken, bzw. zu schreiben und zu lesen, denn im Internet bietet die sogenannte Hypertextstruktur einen ganz neuen und nur mit Hilfe dieses Mediums herstellbaren Textaufbau an: Die einzelnen Internetseiten können auf beliebige Weise miteinander verlinkt (verbunden) werden. So kann von einer Seite ohne viel Aufwand auf eine andere verwiesen werden. Mit Hilfe des Browsers²⁷ gelangt man auch jeder Zeit wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück. Durch die Verlinkung der Seiten durch die Seiten selbst, muss der Nutzer gar nicht

²⁴ Nach Hentig, Hartmut von: **Die Schule neu denken**, Carl Hanser Verlag, München, 1993, S. 38

²⁵ Hentig, Hartmut von: **Die Schule neu denken**, Carl Hanser Verlag, München, 1993, S. 37

²⁶ Ebd., S. 38

²⁷ Als Browser wird das Programm auf dem Computer bezeichnet, mit Hilfe dessen Internetseiten auf dem PC sichtbar gemacht werden können (z.B.: Internet Explorer oder Netscape Navigator).

mehr nachdenken, sondern der Text gibt ihm sehr viele Hilfen.²⁸ Kritiker könnten einwenden, dass der Text dem Leser das Denken dadurch abnimmt. Jedoch muss der Leser sehr wohl Denkleistung aufbringen, damit er den Überblick behält und Zusammenhänge erkennt.

Lauert der „Böse Mann“ denn überall im Netz?

Die weltweite Anzahl der vorhandenen Internetseiten kann man auf weit über 100 Millionen schätzen.²⁹ Wie oben schon erwähnt, ist der größte Teil (weit über 80%) der im Netz vorhandenen Seiten unsinnig, pornografischen, rassistischen oder gewalttätigen Inhalten gewidmet. Auch wenn man darum bemüht ist, verbotene Seiten, wie zum Beispiel pornographische Seiten schnell ausfindig zu machen und zu sperren, gibt es in diesem Zusammenhang doch große Probleme aus pädagogischer Sicht. Neben der großen Anzahl täglich neu hinzukommender Seiten, die nicht von den Polizei- oder anderen Aufsichtsbehörden³⁰ allein entdeckt werden können – gibt es das Problem, dass das Internet praktisch keine Grenzen kennt. Sollte eine Internetseite, die sich auf einem deutschen Server³¹ befindet, von einer deutschen Behörde ausfindig gemacht und gesperrt werden, so ist es dem Betreiber der Seite innerhalb kürzester Zeit möglich, die Seite auf einem Server im Ausland zu speichern, wo ihr Inhalt vielleicht sogar legal ist.³² Dieses durch die dezentrale Struktur des Netzes hervorgerufene Problem, macht es den Anbietern verbotener Seiten sehr einfach, ihr Angebot vor den Behörden zu verstecken.

Diese Entwicklungen sind für die Schule, aber auch für Eltern eine große Herausforderung. Viele Firmen bemühen sich, Softwarelösungen für dieses Problem zu finden.³³ Jedoch bleibt eine endgültige Lösung aufgrund der vielen Möglichkeiten, solche Schranken zu umgehen, vorerst noch aus. Eine recht sicher erscheinende Variante wird von der Firma Rate One GmbH angeboten. Durch einen sogenannten Internet-by-call-Dienst kann man sich in den Server der Firma einwählen. Von dort aus können nach den Recherchen von Richard³⁴ nur sichere Seiten angewählt werden.

Problematisch wird es an einigen Stellen nur dadurch, dass die Programme oder in diesem Fall der Provider, durch sogenannte Ausschlusslisten funktionieren. Eltern, Lehrer, Administratoren oder Provider können in ihre Software entsprechende Schlüsselwörter eingeben, so

²⁸ Vgl. zum Lesen in Hypertexten auch: Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 66ff

²⁹ Eigene Hochrechnung auf der Grundlage der Anzahl der an das Netz angeschlossenen Hosts (Rechner). Diese betrug (vgl. Wöckel, Stephan: **Internet in der Grundschule**, Klett, Stuttgart, 2002, S. 54) im Januar 2001 bereits über 100 Millionen.

³⁰ Die Polizei München hat beispielsweise eine Abteilung mit Internet-Fahndern.

³¹ Hiermit ist ein Rechner eines Internetproviders gemeint, der Speicherplatz zur Verfügung stellt, um eine private Internetseite darauf abzulegen.

³² Während in Deutschland zum Beispiel strenge Vorschriften für Gewaltdarstellungen herrschen, hingegen „einfache“ erotische Darstellungen (beispielsweise ein nackter Frauenoberkörper) durchaus erlaubt sind, so ist es in Amerika genau umgekehrt.

³³ Vgl. Richard, Rainer: **Jugendschutz im Internet**, WEKA Fachverlag für Behörden und Institutionen, Kissing, 2001, S. 72ff

³⁴ Richard, Rainer: **Jugendschutz im Internet**, WEKA Fachverlag für Behörden und Institutionen, Kissing, 2001, S. 83

dass Suchmaschinen³⁵ beim Suchen oder der Browser beim Öffnen die Seite einfach „übersieht“, bzw. nicht öffnet. In den meisten Fällen führt dies zum gewünschten Erfolg. Jedoch gibt es Grenzfälle, bei denen eine Sperrung nicht erwünscht ist, die das Programm aber nicht erkennen kann: Mit der Sperrung der Buchstabenfolge „SEX“, fallen zwar die unerwünschten pornografischen Seiten heraus, jedoch werden auch alle anderen Seiten nach dieser Buchstabenfolge durchkämmt, und so würde zum Beispiel das Aufrufen der Seite einer Band in der das Wort „SEXtett“ vorkommt, unmöglich sein. Zudem könnten Anbieter ihre Seiten theoretisch auch mit nur solchen Wörtern belegen, die keinerlei anzüglichen Inhalt vermuten lassen.

Lehrer können zusätzlich zu den eigenen Schutzmaßnahmen oftmals nur auf die Seriosität der Anbieter bauen. Viele solcher Anbieter schlagen auf ihren eigenen Seiten eine sogenannte Netiquette vor. Dieses Kunstwort, „bestehend aus Net (= Netz) und Etiquette, ist ein ungeschriebener Verhaltenskodex der Onlinegesellschaft, der den Umgang der Teilnehmer miteinander in den Newsgroups, im Internet-Relay-Chat [dem WWW] und bei den E-Mails regelt. Dabei geht es vor allem darum, Verhaltens- und Rechtsverstöße, Netzüberlastung und Schäden bei anderen Usern zu vermeiden.“³⁶ Jedoch gibt es keine Pflicht, die Regeln einzuhalten, sodass letzten Endes die Verantwortung bei den Besuchern und Erstellern solcher Seiten selbst liegt.

³⁵ Suchmaschinen sind spezielle Internetseiten, die es dem Nutzer ermöglichen, Internetseiten mit Hilfe von eingegebenen Schlüsselwörtern aufzuspüren.

³⁶ Richard, Rainer: **Jugendschutz im Internet**, WEKA Fachverlag für Behörden und Institutionen, Kissing, 2001, S. 66